

1

Entrada

Mittwoch, 3. Juni, Kismayoo, Somalia

Brea MacLoughlin kurbelte das Seitenfenster der Beifahrertür herunter. Warme Luft strömte in das Auto. Es roch nach Holzfeuer.

Ihr somalischer Fahrer Da'ar Ahmed rammte den dritten Gang rein und gab Gas. Hinter dem Wagen stieg eine rote Staubfahne von der Straße in den klaren, blauen Himmel hinauf und blieb dort hängen.

Sie fuhren durch eine zerrissene Stadt in einem zerrissenen Land. Es war, als sei der Albtraum vom Krieg aller gegen alle wahr geworden.

Den Häusern am Rand der staubigen Straße sah man das nicht gleich an. Eine kleine Hütte stand neben der anderen. Blaue, rote, weiße Wellblechdächer, dazwischen Akazien und Dornbüsche, bunte Tupfer auf dem Hintergrund des rotgelben Lehmbo­dens.

Doch die Menschen hier wurden von Angst und der Gefahr des gewaltsamen Todes beherrscht. Seit MacLoughlin sich im Land aufhielt, musste sie immer wieder daran denken, wie der Philosoph Hobbes vor 350 Jahren das Leben vor der Zivilisation beschrieben hatte: einsam, arm, elend, nicht besser als das eines Tieres, und kurz.

MacLoughlin zog die Bänder des schwarzen Kopftuches in ihrem Nacken zusammen und zupfte es so zurecht, dass es ihre roten Haare und ihr blasses Gesicht bis auf einen schmalen

Schlitz vor den Augen vollständig bedeckte. Unter dem ebenfalls schwarzen Überwurf, der ihr von den Schultern bis auf die Füße fiel, würde niemand mehr die Irin erkennen. Sie schaute in den kleinen Spiegel auf der Innenseite der Sonnenblende. Die Islamisten könnten ihr nicht vorwerfen, dass sie gegen die Vorschrift verstieß, das Haus nur im Jalaabiib, dem Ganzkörperschleier, zu verlassen. Allerdings würden sie vermutlich genug anderes finden, das sie ihr vorwerfen könnten. Wenn sie sie in die Finger bekamen.

Der Gu-Regen, den der Monsun mitgebracht hatte, hatte das fruchtbare Land aufblühen lassen. Inzwischen war die Trockenheit zurück. Und der menschliche Fleiß hatte keinen Platz mehr, und es gab kein Wissen über die Gestalt der Erde, zitierte MacLoughlin im Geiste Hobbes. Die Pflugscharen waren zu Schwertern geschmiedet worden.

Sie näherten sich dem Zentrum von Kismaayo. Die Häuser wurden höher, der Verkehr dichter. Ein Lastwagen mit Säcken voller Hirse schwankte vor ihnen her. Bunte Markisen spannten sich über Marktstände aus Wellblech, wo Obst, Gemüse und Reis angeboten wurden. Einige Bauern schafften es also doch, die Felder zu bestellen.

Der Transporter vor ihnen bog nach Osten in Richtung Hafen ab. Ahmed blieb auf der Hauptstraße Richtung Norden, die bis nach Mogadischu führte.

„Wohin fahren wir?“, fragte sie. „Verliert wieder ein Dieb seine Hand?“ Sie hielt sich am Türgriff fest, als der Wagen durch ein tiefes Schlagloch fuhr. „Das will ich nämlich nicht sehen. Oder wird der Informationsminister endlich die Moschee eröffnen, wo die katholische Kirche gestanden hat?“

Sie presste sich erschrocken in den Sitz, als Ahmed plötzlich auf die Bremse stieg. Aus einer Seitenstraße war ein Toyota-Pickup eingeschert und hatte sich rücksichtslos vor sie gesetzt. Auf der Ladefläche saßen dicht gedrängt Bewaffnete. Jeder der grün gekleideten Männer hielt ein Schnellfeuergewehr auf dem Schoß.

Die Kämpfer hatten sich rote Tücher so um den Kopf gewunden, dass sie nur durch einen schmalen Schlitz auf MacLoughlin hinunterschauten. Über der hinteren Bordwand hing eine schwarze Fahne mit weißen Buchstaben.

„Es gibt keinen Gott außer Allah“, las Ahmed. „Und Mohammed ist sein Prophet.“

MacLoughlins Handflächen wurden feucht. Im Rückspiegel sah sie, dass auch hinter ihnen jetzt ein Pick-up mit Milizionären fuhr, auf der Ladefläche war ein schweres Maschinengewehr montiert.

Sie schaute zu ihrem Fahrer hinüber. Ahmed schien nicht besorgt zu sein. Kurz kam ihr der Gedanke, dass er sie verraten haben könnte. Aber er war ein Bajuni. Seine Vorfahren hatten Kismaayo gegründet. Dann waren die Clans der Nomaden aus dem Westen gekommen und hatten sie verdrängt. Heute waren die Bajuni nur noch eine Minderheit, zu einem Leben als Fischer gezwungen. Auch Ahmed, der in London studiert hatte, war jetzt wieder Fischer. Außerdem arbeitete er für die Fanole Human Rights Organization, die sich um die Flüchtlinge kümmerte.

„Wo wollen die denn hin?“, fragte MacLoughlin. „Nach Mogadischu?“

Sie wusste, dass die Bewaffneten auf den Pick-ups zur Al-Shabaab gehörten. Die Taliban Somalias, die die Regierungstruppen aus den meisten Städten des Landes verjagt hatten. Von überall her schickten die Al-Shabaab jetzt Kämpfer in die Hauptstadt, um auch dort die letzten Regierungstruppen zu vertreiben.

Ahmed kniff die Lippen zusammen. „Vermutlich haben sie das gleiche Ziel wie wir“, sagte er schließlich. Sie schaute ihn an. Er rieb sich stumm die Schulter. MacLoughlin wusste, dass er dort eine Narbe trug. Die Kugel hatte ihn nur gestreift. Dass diese Kugel dann den Kopf seiner Frau getroffen hatte, hatte eine unsichtbare, aber weit tiefere Narbe bei ihm hinterlassen.

Sie starrte wieder nach vorn durch die dreckige Scheibe. Sie hatte mit Ahmed ausgemacht, dass er sie hin und wieder mit Dingen konfrontierte, ohne sie darauf vorzubereiten. Die Situationen wirkten dadurch unmittelbarer auf sie, die Erfahrung war natürlicher.

Der Pick-up bog nach rechts. Ahmed folgte ihm. Überrascht stellte MacLoughlin fest, dass sie das Weikiyu-Stadion im Osten der Stadt erreicht hatten, ein staubiges Fußballfeld mit einer kleinen Tribüne. Hinter dem Stadion lag die sichelförmige Bucht der Stadt mit ihrem weißen Sandstrand.

„Was immer gleich geschieht, Brea ...“, sagte Ahmed.

Irritiert schaute MacLoughlin den Bajuni an.

„Halte dich zurück. Du kannst überhaupt nichts tun.“

MacLoughlin stieg aus und schaute sich um. Die beiden Toyota-Pick-ups waren an eine Seite des Spielfeldes gefahren, die Al-Shabaab-Kämpfer sprangen ab. Sie gesellten sich zu weiteren Milizionären. Etwa tausend Zivilisten füllten das Stadion, saßen und standen um das Spielfeld herum, die Männer in bunten Hemden und T-Shirts, weiten Hosen und Sandalen, viele trugen auch den Ma'awis, den somalischen Sarong. Manche hatten sich ein Tuch zum Turban um den Kopf geschlungen. Die meisten Frauen versteckten ihre Körper wie MacLoughlin unter einem schwarzen oder braunen Jalaabiib, einige mutige waren stattdessen in langen, bunten Röcken erschienen oder hatten sich in farbige Tücher gewickelt. Alle trugen Kopftücher, aus denen nur die ernstesten dunklen Gesichter herauschauten. Kinder liefen zwischen den Erwachsenen herum.

Ahmed und MacLoughlin gesellten sich zu ihnen. Einige Menschen schienen neugierig und erwartungsvoll, andere bedrückt.

Ein Lastwagen rollte auf das Spielfeld und kippte eine Ladung faustgroße Steine auf den Boden. Jetzt erst fiel MacLoughlin das Loch im Boden auf, um das einige Milizionäre herumstanden. Sie packte Ahmed am Arm. „Das darf doch nicht wahr sein“, sagte sie heiser. „Sag, dass das nicht wahr ist.“

Ahmed wich ihrem Blick aus. Seine Wangenmuskeln traten hervor. „Bitte halte den Mund, Brea“, flüsterte er.

Ein weiterer Wagen fuhr auf das Spielfeld, wieder ein Pickup. Mehrere Männer hoben eine Gestalt von der Ladefläche, eingehüllt in grüne Tücher, der Kopf vollständig von einem schwarzen Schleier verdeckt. Ein Raunen ging durch die Menge. MacLoughlin drängte sich nach vorn. Ein Schrei ging ihr bis ins Mark. Es war der Schrei einer jungen Frau.

„Was wollt ihr von mir?“, übersetzte Ahmed leise, der sich hinter MacLoughlin gestellt hatte. Die Irin sah, wie sich die verschleierte Frau im Griff der verummten Milizionäre wand. Ein Mann in einem bis zum Hals zugeknöpften grauen Kittel stieg aus dem Wagen und baute sich vor der Gruppe auf. Eine enge, graue Kappe aus Wolle bedeckte seinen Scheitel. Über den wulstigen Lippen hockte ein dünner, grauer Schnurrbart. Mit wichtiger Miene brüllte der Mann die junge Frau an.

„Einer der Richter“, erklärte Ahmed. „Wir werden tun, was Gott uns geboten hat.“

Die verschleierte Gestalt krümmte sich schreiend, versuchte die Hände, die sie hielten, abzuschütteln. Doch ihre Arme und Beine waren offenbar zusammengebunden.

„Ich gehe nicht, ich gehe nicht“, flüsterte Ahmed mit erstickter Stimme. „Tötet mich nicht, tötet mich nicht.“

Über MacLoughlins Augen legte sich ein roter Schleier. Sie hörte das Blut in ihren Ohren rauschen. Ahmed übersetzte weiter, was der Richter der Menge zurief.

„Du hast gestanden, die Ehe gebrochen zu haben. Du hast darum gebeten, dich der verdienten Strafe auszusetzen. Mehrfach haben wir dich aufgefordert, dein Geständnis zu überdenken. Du aber bist bei deiner Entscheidung geblieben. Im Namen Allahs, des Barmherzigen, wirst du zum Tode verurteilt durch Steinigung.“

Die Büttel des Richters hatten die Frau zu dem Loch im Boden geschleppt. Das Opfer schrie und wehrte sich verzweifelt.

MacLoughlin ballte ihre zitternden Hände zu Fäusten. Die Menge wurde lauter. War es Zustimmung oder Empörung?

Die Vermummten ließen ihr Opfer in die Grube hinunter. Die Frau verschwand bis zum Hals in der Erde. Mehrere Dutzend Zivilisten, die ihre Gesichter hinter der Kufya verbargen, hatten sich an dem Steinhaufen versammelt. Der Richter marschierte mit gewölbter Brust hinüber und hob einen der Steine in die Höhe.

MacLoughlin hatte das Gefühl, verrückt zu werden. Sie wusste, dass solche Dinge geschahen. Doch ihr Verstand weigerte sich zu glauben, dass das hier und jetzt wirklich passierte. Es würde doch niemand im Ernst Steine auf ein junges Mädchen werfen.

Die Büttel des islamischen Gerichts hatten ihre Arbeit beendet. Ohne weitere Worte holte der Richter aus und warf den Stein. Die Menge schrie auf.

Der Stein landete dicht neben der jungen Frau. Sie spürte die Erschütterung des Bodens. Sie heulte auf und warf den Kopf zur Seite.

Sie machen ihr nur Angst, dachte MacLoughlin. Das war furchtbar grausam, aber das Opfer würde das Spektakel überleben. Sie würden sie sicher begnadigen.

Dann drehte sich der Richter um. Zum ersten Mal konnte MacLoughlin ihm direkt ins Gesicht schauen. Und ihre Hoffnung auf Erbarmen verschwand. Seine Miene drückte Selbstgefälligkeit aus und die absolute Gewissheit, Gottes Befehlen zu folgen. Dieser Mann hatte nicht die geringsten Zweifel. Denn das Urteil war die Entscheidung Allahs. Es gab keinen Grund für Skrupel. Allah war barmherzig denen gegenüber, die seine Gnade verdienten. MacLoughlin begriff, dass der Richter tatsächlich mit Absicht daneben geworfen hatte. Das Opfer durfte nicht durch den ersten Stein sterben – das wäre zu viel der Gnade gewesen.

MacLoughlin machte einen Schritt nach vorn, wollte den Arm heben, Einhalt gebieten. Hört auf, schrie sie stumm. Das ist doch Wahnsinn.

Ahmed legte ihr die Hand auf den Arm, hielt sie mit Gewalt fest, als die Vermummten mit der Tortur begannen. Auch ohne Ahmeds Hilfe wusste MacLoughlin, was die Mörder schrien. „Allahu Akbar.“ Gott ist groß.

Mit dumpfen Schlägen trafen die ersten Steine den Kopf der jungen Frau. Ihre Schmerzensschreie übertönten den Lärm.

MacLoughlin griff sich an die Schläfe, als wäre sie selbst getroffen worden. Sie taumelte, stieß gegen ihre Nachbarin. Die Zuschauer wurden immer lauter. Einige Menschen drängten nach vorn, zornige Gesichter schrien auf die Milizionäre ein, die warnend ihre Gewehre hoben.

Die Leute leisteten tatsächlich Widerstand, dachte MacLoughlin. Es waren also nicht nur Gaffer und von den Al-Shabaab herangekehrte Islamisten. Hoffnung brandete in ihr auf. Sie versuchte ebenfalls nach vorn zu drängen. Doch der Bajuni hielt sie entschlossen fest.

Al-Shabaab-Kämpfer bauten sich vor ihnen auf, die Schnellfeuerwaffen im Anschlag.

Dann fielen Schüsse. MacLoughlin sah kleine Staubfontänen vom Boden aufsteigen, eine nach der anderen, immer dichter vor den wütenden Zuschauern. Dann schlugen Kugeln in Körper ein. Einige der Zuschauer in der ersten Reihe wurden zurückgeschleudert, die dahinter warfen sich zu Boden. Ein kleiner Junge saß auf der Erde und schaute mit großen Augen auf seinen Bauch hinunter. Blut breitete sich über sein Hemd aus, strömte in den Sand. Die Zuschauer zogen sich ein Stück zurück.

Einige besonders Mutige packten die verletzten Zuschauer und schleppten sie zum Ausgang des Stadions. Die Büttel des Gerichts fuhrn unbeeindruckt fort, Steine auf ihr Opfer zu werfen.

MacLoughlin fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Sie war mit allen anderen von Panik erfüllt zurückgewichen. Jetzt stützte sie die Hände auf die Knie und versuchte, ihre Atmung unter Kontrolle zu bekommen. Hin und wieder hörte sie über das Gemurmel der Menschen dumpfe Schläge. Dann war es still.

Sie schaute auf. Mehrere Vermummte zerrten das Opfer aus der Grube heraus, um das sich eine dunkle Lache gebildet hatte, und ließen das Bündel achtlos auf den Boden fallen. Zwei Frauen kamen heran, beugten sich über das Mädchen.

„Krankenschwestern aus dem Kismaayo Hospital“, flüsterte Ahmed. „Das Gericht zwingt sie festzustellen, ob das Opfer noch lebt.“ Er hatte die Hände auf seine Wangen gelegt und schüttelte den Kopf.

Offenbar lebte die Frau noch. Die Vermummten schoben sie in die Grube zurück, erneut flogen Steine. MacLoughlin schauderte. Ihre Glieder fühlten sich an wie steif gefroren. Noch ein weiteres Mal wurde das Opfer aus dem Loch geholt, untersucht und wieder zurückgelegt. Die Journalistin biss ihre Kiefer so fest zusammen, dass ihr Zähne und Wangen schmerzten. Sie würgte Stücke ihres Frühstücks hoch und schluckte sie wieder herunter, um nicht in den Schleier zu erbrechen.

Am blauen Himmel war wie aus dem Nichts eine einzelne große Wolke erschienen. Schaute Allah von dort oben aus zu, wie sein göttlicher Wille geschah?

Dann war es vorbei. Die Krankenschwestern untersuchten das Opfer ein drittes Mal und schüttelten die Köpfe. Al-Shabaab-Milizionäre warfen den Leichnam auf einen der Pick-ups. Dann löste sich die Menge der Zuschauer auf.

MacLoughlin taumelte hinter Ahmed zum Wagen zurück. Dort hob sie den Schleier und kotzte auf den Boden. Der Bajuni versuchte, sie mit dem Körper vor neugierigen Blicken zu schützen.

„Pass bitte auf“, flüsterte er. „Selbst wenn die Islamisten dich nicht umbringen, gibt es genug Leute hier, die westliche Journalisten entführen, um Lösegeld zu erpressen.“

MacLoughlin öffnete die Wagentür und ließ sich in den Sitz fallen. Als Ahmed neben ihr saß, drehte sie sich zu ihm um.

„Warum hast du mir das gezeigt?“ Sie schlug mit den Fäusten gegen seine Brust.

Ahmed hielt ihre Hände fest. „Wenn ich es nicht getan hätte, hättest du mir das auch vorgeworfen“, sagte er. „Und jemand muss schließlich darüber berichten.“

Während der Rückfahrt weinte MacLoughlin still vor sich hin.

Als Ahmed vor ihrer Hütte den Motor abstellte, beugte sie sich zu ihm hinüber. „Ich will mit den Angehörigen reden“, sagte sie mit kalter Stimme. „Ich will genau wissen, was dieses Mädchen getan hat. Warum es Gottes Wille war, sie so zu ermorden.“

„Ich weiß. Ich habe das für heute Abend arrangiert.“ Ahmed seufzte. Sein Blick verlor sich in der Ferne.

MacLoughlin öffnete die Beifahrertür, hob den Schleier und spuckte auf den roten Lehm Boden. „Ich glaube, diesen Geschmack werde ich in meinem ganzen Leben nicht mehr los.“

Wenn es das Böse tatsächlich geben sollte, dann war sie ihm heute begegnet. Und niemals war sie sich ihrer Sache sicherer gewesen.

Montag, 1. Juni, Sevilla, Spanien

Die feinen, blassen Striche tanzten auf dem vergilbten Pergament. Nora Tilly kniff die müden Augen zusammen. Das eindrucksvoll verschnörkelte Initial, in dem sich der erste Buchstabe auf dem rissigen Papier versteckte, war vermutlich ein L. Oder doch ein I?

Sie rieb sich fröstelnd die nackten Arme. Auf den Straßen Sevillas zeigte das Thermometer um 11 Uhr morgens bereits 28 Grad. Im Sala de Investigación des Archivo General de Indias war es dank der Klimaanlage dagegen sehr frisch. Sie hatte schon um kurz vor 8 Uhr vor den großen Flügeln der Eingangstür gewartet, um einen guten Platz zu bekommen. Gestern waren etliche der fast 70 Arbeitsplätze im Lesesaal von Studenten besetzt gewesen. Als Erste im Archiv hatte sie sich heute einen schönen Platz an einem der vergitterten Fenster zuteilen lassen.

Obwohl es im Lesesaal hell war, schaltete sie die Schreibtischlampe über dem Arbeitsplatz an. Langsam ließ sie den Blick über das Blatt wandern, das vor ihr auf dem Tisch lag. Irgendwo in diesem Gekritzel musste es eine Stelle geben, die sich interpretieren ließ. Und wenn es ihr gelang, wenigstens einige Worte zu entziffern, dann würde sie ein Gefühl für die Schrift des spanischen Beamten bekommen, dessen Feder im Jahre 1716 in Havanna, Kuba, seine Spuren auf dem Pergament hinterlassen hatte. Sie war sicher, dass sie auf der richtigen Fährte war.

Sie schob die zwei Bündel mit Dokumenten neben ihrem Laptop beiseite, um Platz für ihren Ellenbogen zu schaffen.

Als sie die Blätter erhalten hatte, hatte sie ihren Titel voller Ehrfurcht leise übersetzt: „Schiffbruch der Flotte des Don Juan de Ubilla in Palmar de Ays, Florida, 1715.“

Sie war nicht die Erste, die diese Papiere untersuchte. Aber vielleicht würde sie doch etwas finden, das ihre Vorgänger übersehen hatten. Es war schwierig, die Dokumente zu lesen. Das Spanisch des 17. Jahrhunderts ähnelte der modernen Landessprache, aber jeder Schreiber hatte seinen eigenen Stil, seine eigene Schreibweise, seine eigenen Abkürzungen. Das machte das Lesen alter Handschriften, die Paläografie, zu einer echten Kunst.

Und das Dokument vor ihr war eine besonders große Herausforderung.

Die Blätter, die sie bislang gelesen hatte, waren eine Enttäuschung gewesen. Sie bestätigten lediglich das, was man schon lange wusste. 1715 hatten sich im Hafen von Havanna zwei spanische Schatzflotten getroffen, um gemeinsam in die Heimat zu segeln. Je größer der Konvoi, desto kleiner die Gefahr, dass die Schiffe zur Beute von Piraten wurden: Die *Galeones de Tierra Firme* mit Gold, Silber, Edelsteinen und andere Schätze aus Peru, Venezuela und Neu-Granada sollten gemeinsam mit den fünf Schiffen der *Flota de Nueva España* segeln, die im mexikanischen Veracruz Schätze geladen hatten. Der Wert der Ladung an Bord

der Schiffe insgesamt: 14 Millionen Pesos – mehr als 200 Millionen Dollar!

Die Flotte hatte Havanna am frühen Morgen des 24. Juli verlassen. Nachdem die Schiffe die Bahamas passiert hatten, war der Sturm gekommen. In den ersten Stunden des 31. Juli hatte der Hurrikan mindestens acht der Schiffe an die Ostküste Floridas getrieben, wo sie auf Grund gelaufen und einige gesunken waren. Mehr als 1000 der etwa 2500 Seeleute und Passagiere des Konvois, darunter viele Frauen und Kinder, waren gestorben. In den folgenden Jahren hatten die Spanier etwa die Hälfte der Ladung aus den gestrandeten und zerbrochenen Schiffen geborgen. Doch am sandigen Boden des Meeres war ein riesiger Schatz zurückgeblieben – ein Schatz, der sich immer wieder durch Münzen in Erinnerung brachte, die nach Stürmen an die Strände von Floridas Treasure Coast gespült wurden.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges versuchten Schatzsucher, die Wracks zu finden und ihre Ladung zu bergen. Auch der Ort, an dem die Galeone *Nuestra Señora del Rosario y San Francisco Xavier* gesunken war, stand nicht genau fest. Wo lagen das Wrack der *Rosario* und sein Schatz? Das war die Frage, auf die Nora Tilly in den Dokumenten die Antwort suchte.

Bislang hatte sie keine Hinweise gefunden. Nun lag ihre Hoffnung auf dem fast unleserlichen Bericht eines Augenzeugen, den ein Schreiber des alten spanischen Handelshauses in Havanna aufgezeichnet hatte. Der Mann war nicht auf der *Rosario* selbst gesegelt, doch vielleicht hatte er deren Untergang beobachtet.

Aber jetzt brauchte sie erst einmal einen Kaffee. Sie klappte ihren Laptop zu und stand auf. Der uniformierte Wachmann, der sich ständig im Lesesaal aufhielt, würde dafür sorgen, dass niemand ihren Computer stahl oder die alten Pergamente entfernte.

Sie ging durch die Tischreihen und wick eine der Assistentinnen aus, die auf einem Rollwagen Boxen mit Dokumenten aus dem Archiv hereinfuhr. An fast allen Arbeitsplätzen beugten sich junge und ältere Menschen über Papiere oder schauten konzen-

triert auf die Computermonitore bei dem Versuch, im digitalen Verzeichnis des Archivs die richtigen Dokumente zu finden.

Das hatte sie bereits bis tief in die Nacht von ihrem Apartment aus über das Internet getan. Deshalb war sie so müde.

Sie lief die Treppe hinunter ins Erdgeschoss und holte Geldbeutel und Sonnenbrille aus ihrem Spind. Dann passierte sie den Metalldetektor und verließ das Gebäude. Draußen legte sich ein Schweißfilm auf ihre Stirn, ein Tropfen lief zwischen ihren Brüsten hinab. Sie löste das Halstuch und fächelte sich Luft zu, während sie die wenigen Meter zum Café Abachaze hinter sich brachte. Die wenigen Bäume in der Santo Tomás spendeten kaum Schatten. Sie war froh, dass die Tische vor dem kleinen Café von großen Schirmen überdacht waren.

Während sie einen Latte Macchiato trank, betrachtete sie das große, von Palmen eingerahmte Gebäude auf der anderen Straßenseite. Es war das eigentliche Archivo General de Indias. Hier, in der alten ehemaligen Börse von Sevilla, wurden auf Regalen mit einer Gesamtlänge von acht Kilometern 43 000 Dokumente mit etwa 80 Millionen Seiten aufbewahrt, die mit den spanischen Kolonien zu tun hatten. Obwohl die Stadt nicht direkt am Meer lag, sondern über den Río Guadalquivir mit dem Atlantik verbunden war, war sie der Hauptumschlagplatz für den Handel mit den amerikanischen Kolonien gewesen. Das Archiv selbst wurde allerdings nur noch als Museum genutzt. Wer wie Nora Tilly Dokumente untersuchen wollte, musste in die Cilla del Cabildo gegenüber gehen, das ehemalige Museum für zeitgenössische Kunst. Die gesuchten Papiere wurden durch einen unterirdischen Tunnel in den Lesesaal dort gebracht.

Ihr Glas war leer. Sie bestellte einen Espresso, diesmal ohne Milch, und gab Zucker hinein. Selbst im Schatten war es heiß. Sie war froh, dass sie einen Rock und eine leichte Bluse angezogen hatte. Und dass sie sich von ihren langen, blonden Haaren verabschiedet hatte. Sie fuhr sich gedankenverloren durch das,

was ein Friseur vermutlich als fedrigen Shortcut mit langem Pony bezeichnet hätte. Sie nannte es widerspenstige Haare.

Vielleicht war ihre Suche nach bislang unentdeckten Hinweisen auf den Verbleib der *Rosario* reine Zeitverschwendung. Es bestand die Gefahr, dass die Überreste des Schiffes und sein Schatz weit über den Meeresboden von Sandy Point verstreut lagen. Und wenn nicht, dann hatten die Strömung und die Stürme der vergangenen drei Jahrhunderte das Wrack vielleicht tief unter dem Sand vergraben. Jetzt drohten die Behörden in Florida damit, die Suche nach untergegangenen Schiffen und die Bergung von Schätzen durch private Unternehmen zu erschweren. Dabei war die ernsthafte Suche nach Wracks sowieso schon schwierig, langwierig, teuer – und in der Regel erfolglos.

Sie wusste, dass Robert York sie nach Sevilla geschickt hatte, weil die Genehmigung zur Schatzsuche, die seine Bergungsfirma besaß, demnächst ablief. Es sollte der letzte Versuch sein, in den seichten Gewässern vor der Küste Floridas doch noch die Ladung der *Rosario* zu finden. Dann war damit Schluss. York hatte den Schwerpunkt der Schatzsuche schon vor Jahren in die Tiefsee verlegt. Sollten doch Hobbyforscher und Kleinunternehmer mit ihren Metalldetektoren nach einzelnen Silbermünzen und hier und dort einer Kanone suchen. Yorks Ambitionen waren größer.

Und Nora Tilly wollte daran teilhaben. Seit 15 Jahren hatte sie davon geträumt, Schätze aus einer anderen Zeit zu finden. Aztekengold, peruanisches Silber, Smaragde aus Neu-Granada, Tempel im Regenwald von Yucatán, die verschollene Stadt Paititi hatten ihre Gedanken beherrscht. Sie war von dem Wunsch besessen, ins Unbekannte vorzudringen und Vergessenes wiederzufinden, seit sie von ihrem Vater zur Kommunion das Buch *Die Schatzinsel* von Robert Louis Stevenson bekommen hatte. Zusammen mit Jim Hawkins, Squire Trelony und Long John Silver war sie auf der *Hispaniola* aufgebrochen, um den Schatz von Captain Flint zu finden. Danach war auf jedem Kindergeburtstag die Schatzsuche der Höhepunkt der Party gewesen, auf jeder

Urlaubsreise hatte sie in Burgruinen oder Höhlen die finstersten Ecken untersucht, in der kindlichen Hoffnung, etwas zu finden, das in den vergangenen Jahrhunderten übersehen worden war. Während ihre Klassenkameradinnen Jungs entdeckten und das passende Make-up zu der neuen Handtasche, hatte sie sich einen alten Metalldetektor besorgt und einen kleinen Schatz von römischen Münzen und Lanzenspitzen zusammengetragen. Sie hatte die Bücher von C. W. Ceram, Heinrich Schliemann und Percy Fawcett verschlungen und die Berichte über die Himmelscheibe von Nebra verfolgt. Gebannt hatte sie alle Folgen von *Terra X* geschaut. Sie hatte sich alle Romane und Filme über Indiana Jones, Allan Quatermain und andere Schatzsucher angeschaut und schnell begriffen, was für ein Unsinn das war. Die Bundeslade und Kali-Opferkulte, der Heilige Gral und Kristallschädel, die zu Städten aus purem Gold führen sollten – wieso musste der Archäologe Henry „Indiana“ Jones nur solche albernen Abenteuer erleben? Großer Fehler, Indie, dachte sie, großer Fehler. Die Realität war viel spannender. Und die ernsthafte Suche nach Schätzen machte nur Sinn, wenn man Hinweisen in Originalquellen nachging, die man vor dem Hintergrund ihrer Zeit lesen musste. Deshalb hatte sie Geschichte studiert und sich auf die Paläografie spezialisiert. Denn „nur wer weiß, wie man die Karte lesen muss, findet auch den Weg“, hatte ihr Vater immer gesagt.

Seit drei Jahren lebte sie nun den Traum, statt nur noch zu träumen. Robert York hatte das möglich gemacht.

Sie leerte ihre Tasse und winkte der Bedienung.

Rob York! Beim Gedanken an ihren Boss sank Tillys Laune in den Keller. An der erfolgreichen Suche nach zwei spanischen Wracks war sie beteiligt gewesen! Und jetzt war alles schiefgegangen.

York hatte sie vor allem deshalb nach Sevilla geschickt, damit ein möglichst großer Abstand zwischen ihnen war. Das war ihr klar. Damit sie ihn nicht noch einmal in Versuchung führen konnte. Geh zum Teufel, dachte sie. Verdammter Bastard.

Immerhin ... sie konnte immer noch in einer tollen Stadt arbeiten und das tun, was sie am liebsten tat.

Die Frage war nur: Wie lange noch?

Der Lesesaal hatte sich bei ihrer Rückkehr etwas geleert. Viele der Studenten und Forscher machten gegen 11 Uhr Mittagspause. Ein alter Mann fiel ihr auf, der schon gestern neben ihr gesessen hatte. Eine weiße Tunika mit schwarzem Gürtel und ein Überwurf mit Kapuze in der gleichen Farbe wiesen ihn als Ordensbruder aus. Über die Stuhllehne hatte er einen schwarzen Radmantel mit Kapuze gehängt. Lange graue Haare fielen ihm in den Nacken, während sein Scheitel völlig kahl war. Aus den Augenwinkeln sah sie, dass der Mönch einen Stapel mit Originaldokumenten vor sich liegen hatte, die er mit einer großen Lupe untersuchte.

Plötzlich hob er den Kopf und blickte sie grinsend durch das Glas an. Sein Auge wirkte dadurch riesig. Verblüfft setzte sie sich zurück. Der Mönch nickte ihr lächelnd zu und beugte sich wieder über seine Papiere.

Ein Komiker im Namen des Herrn, dachte sie – und vergaß ihn im nächsten Augenblick. Ihre Augen waren an einer Stelle auf dem Pergament vor ihr hängen geblieben.

... viento seguía empujándonos hacia las aguas menos profundas ...

Wind, übersetzte sie in Gedanken, blies weiter und trieb uns in Richtung Ufer mit seinen Untiefen.

Der Augenzeuge hatte den Punkt erreicht, an dem die Katastrophe begonnen hatte. Mit neuer Energie überflog sie die Zeilen, suchte nach weiteren leserlichen Stellen.

... no pudimos utilizar ninguna de las velas ...

... konnten keines der Segel mehr einsetzen ... riesige Wellen ... sah, wie die *Capitana* vor dem Ufer in Stücke brach ... auch die

Rosario auf Grund ... etliche über Bord gespült bevor ... Admiral Francisco Salmón ... Überlebende im Lager ... Hilfe aus der Festung San Augustin ...

Nach zwei Stunden hatte sie vier Seiten vollständig entziffert. Sie lehnte sich erschöpft und frustriert zurück. Dieser Bericht enthielt keine neuen Informationen. Die Arbeit war völlig umsonst gewesen. Sie schob das Dokument zur Seite und schnürte das zweite Bündel auf.

„Merda!“

Überrascht sah sie auf. Der Fluch war dem Mönch entschlüpft. Der alte Mann schüttelte verärgert den Kopf und murmelte halblaut vor sich hin. Tilly schnappte die Worte „in tedesco“ auf.

War der Mann tatsächlich auf ein Dokument in deutscher Sprache gestoßen? Das war ungewöhnlich. Äußerst ungewöhnlich.

Der Mönch bemerkte, dass sie ihn anschaute. Er setzte eine dicke Brille auf und schaute herüber.

„Perdono“, flüsterte er.

Sie nickte ihm zu und beugte sich vor. „Das Dokument ist in Deutsch geschrieben?“, fragte sie leise auf Spanisch.

„Si“, antwortete er und zuckte mit den Achseln. „Und damit kann ich nichts anfangen“, antwortete er in der gleichen Sprache, allerdings mit italienischem Akzent.

„Ich bin aus Deutschland.“ Sie rückte auf den leeren Platz neben ihm. „Soll ich mal einen Blick darauf werfen?“

Der alte Mann schaute sie über seine Brillenränder an.

„Warum nicht?“, sagte er dann und schob ihr zwei Pergamentbögen hinüber. Gespannt schaute sie auf das erste Blatt. Der Mönch hatte recht. Es war eindeutig deutsch.

Meinem lieben Hern und Freund Philipe von Hutten zw Coro, Prouinz Venezola.

Mein willig Dienst zuvor, lieber Señor Philipe. Jch habe hie mit sundern Frayden new Zeytung vernommen, das Jr vnd Gubernator

Jorg Hochermut in Coro nach 3 ganzer Jahr wider ankommen seydt nach eurer Reiß.

Es war offenbar ein Brief. Sie schaute sich das nächste Blatt an. Dort stand der Absender: Gaspar Riz de Santo Galo, Trujillo, Pirú am 10. Tag Septembris im Jahr 1539. De Santo Galo bedeutete „aus Sankt Gallen“.

Sie erklärte dem Mönch leise, um was es sich bei dem Dokument handelte.

„Ein Schweizer? Was machte ein Schweizer in den spanischen Kolonien des 16. Jahrhunderts?“ Der Geistliche runzelte die Stirn.

Das ist eine gute Frage, dachte Tilly. Vielleicht war sie hier auf ein kleines historisches Juwel gestoßen. Sie überflog das Pergament. Bevor sie dem Alten die Papiere zurückgab, musste sie herausfinden, worum es ging. Leise murmelte sie vor sich hin, was sie entzifferte. Dann stutzte sie und beugte sich vor.

... am Reichtumb kain Zweifel. Ich verpfflicht mich bey mein Kopff vnd Seligkait, das gedachter Reichtumb uns zu guten komen möcht. Ist eyn Thail von jem mechticherm Reichtumb, welchen gemelter Pissaro in Peru vom Atabaliba that fordern. Will davon nit hie vil redt, gibt bloß bös Geschrey und Neidt. Hab sunst jnsgeheim jn der Sach der Leng schriben, wie es sich allenthalben auff meyner Rais verlossen. Ist auch eyn Derrotero ...

Es verschlug ihr den Atem. Elektrisiert richtete sie sich auf. „Großer Reichtum, Pizarro in Peru, das Lösegeld des Atahualpa, ein Derrotero“, flüsterte sie. Das waren Worte, die bei jedem Schatzsucher Reflexe auslösten.

„Derrotero!“ Allein das Wort war ein richtiger Schock. Es bedeutete nichts anderes als Wegweiser! Ein Wegweiser! Zu großem Reichtum.

„Zu einem Schatz?“, murmelte sie.

In ihrer Magengegend breitete sich ein Kribbeln aus. Sie rieb sich die Augen.

War sie hier vielleicht auf eines jener seltenen Dokumente gestoßen, wegen der Schatzjäger aus aller Welt ständig Sevilla besuchten? Solche Dokumente unter den Millionen von Seiten zu finden, war so aussichtsreich wie die Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Vorsicht, ermahnte sie sich deshalb. Ganz vorsichtig.

„Derrotero? A uno tesoro?“, fragte der Mönch.

Erschrocken schaute sie auf. Der Mönch nahm die Brille ab.

„Sie lesen da tatsächlich etwas von einem Schatz?“, fragte er auf Spanisch.

„Nicht so laut“, sagte sie und blickte sich um. Etliche Besucher hatten ihre Köpfe gehoben. Direkt hinter ihnen saß ein bärtiger Mann mit tiefen Augenringen und starrte sie am Monitor vorbei neugierig an. Der Mönch folgte ihrem Blick. Dann begann er zu lachen. Eine der Assistentinnen legte den Finger auf die Lippen.

„Chez bellezza! Ein Schatz!“, sagte der Alte leise und schüttelte grinsend den Kopf. „Danach habe ich nun wirklich nicht gesucht“, flüsterte er und schob die Papiere zusammen. Dann lehnte er sich zurück und faltete die Hände vor dem Bauch.

„Steht dort nichts über Padre Bartolomé de Las Casas?“, fragte er leise.

Nora Tilly erinnerte sich vage, diesen Namen schon gehört zu haben. Sie überflog das Papier erneut und schüttelte den Kopf. „Auf den ersten Blick sehe ich nichts.“

Er schob ihr einen ganzen Stapel Blätter hinüber. „Was sagen Sie hierzu?“

Die Papiere waren eng in einer ihr unbekanntem Sprache beschrieben. Dann lief ihr ein Schauer über den Rücken. Das war ...

Sie spürte, dass alle Farbe aus ihrem Gesicht wich. Das hier war keine fremde Sprache. Das war eine Geheimschrift!

Einige Buchstaben ähnelten den vertrauten lateinischen Formen, andere wirkten arabisch, griechisch oder wie reine Fanta-

siegebilde. Unglaublich! Einfach unglaublich. Sie strich mit den Händen über ihren Rock.

„Was da steht, kann ich nicht lesen. Aber ...“ Sie griff noch einmal nach dem Brief von Gaspar Riz de Santo Galo und tippte mit dem Finger auf eine Stelle.

„Habe insgeheim ausführlich geschrieben“, übersetzte sie. „Ich vermute, das ist ein verschlüsselter Text, den der Verfasser des Briefes hier angekündigt hat.“

Ein verschlüsseltes Dokument aus dem 16. Jahrhundert. Ein Hinweis auf einen Teil des Lösegeldes, das der Inka Atahualpa dem spanischen Eroberer Francisco Pizarro in Peru im Jahre 1533 gezahlt hatte. Ein ganzes Zimmer voller Gold war das gewesen! Und dort stand eindeutig etwas von einem Derrotero! War das wirklich real? War ihr das Glück diesmal wirklich hold?

Vielleicht war das ihre große Stunde, der große Augenblick, der Anfang der großen Reise. Vielleicht, vielleicht, vielleicht ...

Komm auf den Teppich zurück, befahl sie sich. Nicht jedes verschlüsselte Dokument aus dem 16. Jahrhundert musste mit versteckten Schätzen zu tun haben. Die konnten auch von politischen Intrigen handeln, die die spanischen Eroberer von Mexiko und Südamerika, die Konquistadoren, untereinander gesponnen hatten. Oder um geheime Botschaften zwischen Beamten der spanischen Krone.

Nein! Hier stand es doch: Derrotero. Reichtum. Das hier *war* Realität.

Sie musste diese Dokumente unbedingt haben. Nicht die Originale, klar, aber Kopien. Sie legte beide Hände flach auf die Papiere. Wieso war dieser Mönch darauf gestoßen? Wonach hatte er gesucht? Was steckte dahinter? Wie ...

Ruhig, Nora, ganz ruhig. Sie wandte sich mit einem Gesicht, von dem sie hoffte, dass es ihre wahren Gefühle nicht zeigte, dem Mönch zu.

„Vielleicht steht ja in diesem verschlüsselten Text etwas über Padre de Las Casas“, sagte sie. „Ich könnte versuchen, ihn für Sie zu entschlüsseln.“

„Das ist sehr freundlich“, antwortete der Mönch. „Aber für den Vatikan arbeitet eine Reihe von Experten, an die ich mich wenden kann.“

Sie holte tief Luft. Das musste sie um jeden Preis verhindern. Sie bemühte sich, ihre Stimme gleichgültig klingen zu lassen. „Lassen Sie uns die Dokumente einfach ausdrucken, ich schaue mir die wirklich gerne an.“

Sie hob die Augenbrauen. „Wissen Sie, ich bin deutsche Historikerin. Deutsche oder Schweizer in den spanischen Kolonien des 16. Jahrhunderts, das interessiert mich sehr. Vielleicht haben wir beide was davon.“ Sie strich zärtlich über das Papier.

„Ich habe schon begriffen.“ Der Mann lachte und tippte sich an die Stirn. „Sie sind verrückt“, sagte er. „Aber das ist in Ordnung. Ich habe nichts gegen Verrückte, solange sie nur nach Schätzen suchen und nicht mit einem Messer in der Tasche herumlaufen.“ Er blinzelte ihr zu. „Haben Sie ein Messer in der Tasche?“

Tilly schüttelte verwirrt den Kopf.

„Also dann“, willigte der Mönch ein, „arbeiten wir zusammen. Ich bin Padre Pietro Belotti.“

Der Mönch stand auf und reichte ihr die Hand. Er war schlank und mindestens zwei Köpfe größer als sie. Sein Gesicht und seine Hände waren voller Falten und Altersflecken. Sie schätzte ihn auf 70, vielleicht 80 Jahre. Trotz seines hohen Alters hielt er sich sehr gerade.

„Nora Tilly“, stellte sie sich vor. Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Von der Universität Konstanz am Bodensee.“

Das war gelogen. Aber sollte dieser Mönch auf die Idee kommen, es zu überprüfen, würde man sich dort zumindest an eine Diplomandin mit diesem Namen erinnern.

„Wie haben Sie diese Papiere entdeckt?“, fragte sie Belotti.